

Macht Google doof? oder ...denn sie wissen nicht was sie suchen - Generation Web/Handy 2.0 zwischen „Analoger Tradition“ und „Digitaler Moderne“ – Orientierungsversuche

Prolog

Sie erinnern sich doch noch? „die Spatzen pfeifen es schon vom Dach“ – durchaus gebräuchliche Metapher, wenn es darum ging, sich über etwas das „Maul“ zu zerreißen, Gerüchteküchen zum brodeln zu bringen, phantasievoll Vermutungen zu kreieren, „halbe Wahrheiten“ zu formulieren etc.

Im Internet nennt sich das inzwischen „Twittern“ (zwitchern) und ist auf max. 140 Zeichen begrenzt. Die „Twittercommunity“ zwitschert den lieben langen Tag vor sich hin...was sie gerade so macht, denkt, kocht.... US-Rockstar John Mayer befragte seine Fangemeinde unlängst via Twitter, wie sie seine Beziehung zu Jennifer Aniston einschätze? Das Ergebnis war verheerend - wahrscheinlich waren es vor allem die weiblichen Fans, die ihm rieten, so schnell wie möglich das Weite zu suchen.

Auch Barack Obama twitterte sich heftig durch den Wahlkampf. 13 Mio. Amerikaner waren kontinuierlich über „Schnipselbotschaften“ in seinen Wahlkampf eingebunden. Stellen sie sich doch mal vor, nahezu täglich eine Botschaft von Frau Merkel oder Herrn Steinmeier zu erhalten – Zukunftsmusik? Warten wir ab - momentan twittern ca. 6 Mio. und täglich werden es mehr.

Ach so, sie kannten Twitter noch gar nicht? Dann sind sie mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein „Digital Immigrant“. Noch ein kurzer Ergänzungstest: Kennen sie „Kiro“ oder „Aka-aki“? Nein? Ich kann sie beruhigen, sie haben keine Figuren bei ihrem letzten Qui Gong-Kurs in der VHS verpasst, das sind Soziale Netzwerke mit Dating-Matching-Funktionen für Handys. Was das heißt? Angenommen sie wären Nutzer dieser GPS-Mapping Funktionen und würden am Sa. gemütlich auf dem Markt einkaufen: Plötzlich piept es (ähnlich wie beim Eintreffen einer SMS) und Aka-aki weißt sie auf die Anwesenheit ihres Freundes XY, der sich im Umkreis von 10 Metern zu ihnen aufhält und mittels Bluetooth geortet wurde, hin.

Für „Digital Natives“ nichts Besonderes – für „Digital Immigrants“ nur schwer vorstellbar.

Noch nie konnte eine Generation so schnell den technischen Vorsprung ihrer Eltern wett machen wie im Moment.

Gerade noch regt man sich über die totale Digitalisierung des Seins auf - im nächsten Moment ist man auf die Hilfe seines Nachwuchses bei der Einführung in die Funktionen des neuen Handys angewiesen.

1. Medienschelte - Unreflektierter Kulturpessimismus?

Zugegeben, schon immer bestanden Vorbehalte gegenüber „Neuen Medien“. Bereits 1768 postulierte Thümmel (zitiert nach Harten, 1991) die Lesesucht: „...insbesondere Frauen und Angehörige niederer Schichten könnten dieser Sucht zunehmend anheim fallen.“

Ca. 100 Jahre später beklagte die Zeitschrift „The Hour“: „Millionen junger Frauen und Hunderttausende junger Männer werden durch Romane in die absolute Verdummung getrieben. Romanleser sind wie Opiumraucher: „Je mehr sie davon haben, desto mehr wollen sie davon...“

Schließlich war es Neil Postman, der Mitte der 1980er Jahre in seinem bemerkenswerten Buch mit dem Titel „Wir amüsieren uns zu Tode“ die suggestive und manipulative Macht der Bilder geißelte.

Wie würde sein Titel heute, 17 Jahre nach Einführung des World Wide Web wohl lauten? Der „Digitale Vermüllungsgrad“ hat seitdem beängstigende Ausmaße angenommen und so manch einer bereut zwischenzeitlich seinen unbedachten Umgang mit persönlichen Daten.

2. Das Netz vergisst nichts

Das Internet stellt eine nicht zu kontrollierende Öffentlichkeit her - jeder Klick hinterlässt Datenspuren, die sich sammeln und auswerten lassen. Nicht zuletzt der beängstigende Umgang mit Daten bei deutschen Topunternehmen wie Telekom, Deutsche Bahn AG und jüngst auch der Deutschen Bank zeigen, wie schwer Datensicherheit zu gewährleisten ist. Ein Großteil der ca. 12. Mio. Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die in StudieVz und SchülerVz registriert sind, verfügen häufig nur über bruchstückhafte Kenntnisse darüber, welche fatale Auswirkungen die Veröffentlichung umfangreicher Profile oder Aktivitäten haben können. Es besteht oftmals die naive Vorstellung, sich in einem privaten Raum („...wir sind unter uns“), einer Art „Digitalem Zuhause“ zu befinden. Bei allen Onlineaktivitäten ist aber stets folgender Grundsatz zu beachten:

Kann ich das, was über mich im Netz zu finden ist, meinem künftigen Chef gegenüber vertreten? Denn – schon längst ist der Blick ins Netz für „Personaler“ obligatorisch. Und - sollten da Bilder von meinem letzten „Alkoholabsturz“ auf „Malle“ zu finden sein oder möglicherweise Diskussionsbeiträge in Online-Foren für Chronisch Kranke, brauche ich mich nicht zu wundern, dass auch meine 30. Bewerbung erfolglos blieb. Jugendliche müssen ein Verständnis dafür entwickeln, dass nichts so wenig privat ist wie das Internet.

Intermezzo:

Mittels „Reputation Defender“ (in Deutschland: „Dein Guter Ruf/29.99€ pro gelöschtem Eintrag) kann man seine „alten Sünden“ zwar löschen und seine Onlineintegrität dadurch halbwegs wieder herstellen, dass seriöse Seiten bei Google so gelistet werden, dass „alte“ auf die hinteren Plätze verwiesen werden - ganz sicher kann man allerdings nie sein – die Suche auf ausländischen Websites ist wahre Sisyphusarbeit und demzufolge auch recht kostenintensiv. Achtung: Selbst wenn man Inhalte auf der eigenen Homepage gelöscht hat, kann es ein, dass es noch bis zu 8 Wochen dauert, bis diese endgültig aus dem Zwischenspeicher (Cache) bei Google verschwunden ist! Google bietet deshalb ein Tool an (google/webmasters/tool/removals), mit dessen Hilfe dies umgehend möglich ist. Wird also, so könnte man fragen, künftig die Onlineintegrität ein wesentliches Kriterium für erfolgreiche Bewerbungen sein? Werden die, die sich eine (Wieder)herstellung oder gar ein spezielles „Onlineprofil“ leisten können bei den Personalern, künftig im Ranking auf den vorderen Plätzen landen?

Es bleibt aus medienpädagogischer Sicht allerdings die Frage, woher die bezwingende Macht der „Freundesnetze“ kommt und welche Konsequenzen und Herausforderungen dies für die medienpädagogische Praxis und den schulischen Alltag bedeutet? Ich möchte hier den Begriff „Digitalsozialisation“ einführen, um der herausragenden Bedeutung des „Digitalen Seins“ im pädagogischen Diskurs einen angemessenen Stellenwert zu geben.

Es soll dabei allerdings nicht der Eindruck entstehen, dass ausschließlich Jugendliche und junge Erwachsene vom „Phänomen“ einer zunehmenden „Digitalisierung des Seins“ betroffen sind. Gerade der Siegeszug des „Volksnetzes“ „Wer kennt wen?“ macht dies deutlich. Mittlerweile ca. 5 Mio. Deutsche tummeln sich in diesem, unlängst durch RTL für 10. Mio Euro erworbenen „Freundesnetz“.

Was, RTL steckt jetzt dahinter werden einige Communitymitglieder sich fragen? Tja, das Internet ist nicht nur eine große „Sozialmaschine“, sondern auch eine gnadenlose Werbemaschine. Es geht um Konsumentenprofile und die Vorbereitung einer völlig neuen Dimension von Fernsehen. Sie werden künftig nicht einfach eine Küche kaufen – nein, sie werden eine Küche kaufen, die so vernetzt und mit Webcams bestückt ist, dass sie von zu Hause aus direkt mit Herrn Lafer kochen können, interaktives Fernsehen ist das Schlagwort der Zukunft – sie sind dann Teil der Kochcommunity und können vor Millionen Zuschauern ihre Künste direkt präsentieren, garniert mit Kommentaren von Herrn Lafer, Sarah Wiener oder wem auch immer.

3. Macht Google doof?

Ich kann mich noch genau erinnern, als mein Sohn im zarten Alter von neun Jahren nach Hause kam und seine damalige Lehrerin die Aufgabe erteilt hatte, etwas zu Franz von Assisi zu recherchieren. Mit großen Augen teilte er mir mit, dass seine Lehrerin empfohlen habe, mal im Internet zu schauen. Er sprach das so ehrfürchtig aus, als ob wir auf eine Schatzinsel fahren, sozusagen eine Abenteuerreise unternehmen sollten, um der Aufgabe gerecht zu werden.

Ich erläuterte ihm damals, dass es Menschen gibt, die sich bereits die Mühe gemacht hätten und alles Wichtige (die Schätze) aus dem Internet in ein paar Bücher zusammengefasst hätten. Somit war es ein willkommener Anlass, meinen Sohn in die Handhabung der Lexika einzuführen.

Nicht, dass sie mir jetzt das Etikett TECHNIKFEINDLICH zuschreiben – nein, beileibe nicht – nur, so geht es nicht, obwohl noch häufig gängige Praxis.

Sollte Schule beabsichtigen, das Internet als Recherchemöglichkeit einzuführen, hat zunächst einmal eine medienpädagogisch durchdachte, angemessene Einführung in die Handhabung desselbigen zu erfolgen. Dabei sind folgende Prämissen (kein Anspruch auf Vollständigkeit) zu berücksichtigen:

90% im Netz ist Schrott – nur wer über Bildung und entsprechende sprachliche Kompetenzen verfügt, kommt an die 10% Perlen ran - ansonsten verkommen Informationen zu einem strukturlosen, indifferenten Konfettiregen

Es muss stets die Unterscheidung Meinungswissen/Expertenwissen deutlich gemacht werden

Das Netz bietet Informationen, keine Erkenntnisse

Die Einführung des Internets als „Lernfeld“ muss mit den Eltern kommuniziert werden – Eltern benötigen in diesem Bereich (möglichst frühzeitig), qualifizierte Unterstützung/Orientierungshilfen

Es sollten vor der Einführung des Internets andere, alternative Recherchewege aufgezeigt und deren Nutzung vermittelt werden

Die Aussage „...schaut mal im Internet“ sollte an keiner Schule mehr getroffen werden – besser: „...ich habe vorrecherchiert und euch ein paar, m.E. nach hilfreiche/seriöse Links zum Thema zusammengestellt, in denen ihr zusätzlich recherchieren könnt“

Um mit Schülerinnen und Schülern Sachverhalte wie Communities, WoW, Egoshooter Spiele etc. kritisch reflektieren zu können, ist es notwendig über ein Mindestmaß an Kenntnissen zu den verschiedenen Bereichen zu verfügen

Netzsicherheit, Verhalten bei etwaigen Übergriffen in der Online - Community (Cyberbullying etc.), Verhalten/Selbstreflexion beim willentlichen oder zufälligen Aufruf problematischer Seiten sollten offensiv thematisiert werden

Kurzer Exkurs

Da mir der letzte Punkt erläuterungsbedürftig erscheint, hierzu noch ein paar Anmerkungen. Ich beziehe mich hierbei auf das, von Gerhard Koller eingeführte Konzept der Risikoreflexion, dessen zentrales Anliegen darin besteht, die Kompetenz Jugendlicher o. junger Erwachsener dahingehend zu fördern, dass sie vor der Entscheidung für oder gegen ein problematisches Verhalten (Konsum illegaler Substanzen, Aufruf einer pornographischen Seite im Internet, Beteiligung an einer „Hasscommunity etc.) in eine Phase der „Abwägung“ eintreten, die von folgenden Aspekten gekennzeichnet ist.

Wenn ich mich für dieses Verhalten entscheide, mit welchen Folgen für mich muss ich rechnen? Was ist die Motivation für mein beabsichtigtes Verhalten etc.. Das gleiche Reflexionsszenario gilt auch, wenn eine gegenteilige Entscheidung gefällt wird wie etwa: "...nein, diese Seite mit pornographischen Darstellungen rufe ich nicht auf" oder „...nein, ich beteilige mich heute Abend nicht am Komasaufen“

Der besondere Charme dieses Ansatzes, der sich besonders auch im Kontext von Programmen wie FreD (Frühintervention von erstaunlichen Jugendlichen) bewährt hat, liegt darin, dass man dem „Entscheider“ seine Entscheidungsmöglichkeiten lässt und dadurch Ambivalenzen fördert, von denen man spätestens nach dem Siegeszug der „Motivierenden Gesprächsführung“ nach Miller und Rollnick weiß, dass sie die Matrix für die Entwicklung einer Veränderungsmotivation darstellen.

Um es an einem kurzen Beispiel zu erläutern: Kürzlich traf ich einen Lehrer, der mir folgende, m.E. nach sehr bemerkenswerte Geschichte erzählte: Im Kontext seines Unterrichts führte die Klasse im Computerraum der Schule eine Recherche durch. Nachdem er kurz die Klasse verlassen musste, fand er nach Rückkehr via Beamer eine Pornographische Darstellung projiziert auf der Leinwand vor. Dem Impuls, die Veranstaltung, wie dies normalerweise gehandhabt wird, abzubrechen widerstand er und begann das Thema offensiv anzusprechen Was könnten Gründe sein, sich für das Aufrufen einer solchen Seite zu entscheiden? Was für ein Frauen/Männerbild wird in solchen Darstellungen vermittelt? Welche Auswirkungen kann das auf meine Bedürfnisse haben? Hat das etwas mit Liebe zu tun? Was würde sich verändern, wenn ich solche Darstellungen nicht mehr aufrufe? etc. Es entstand eine bemerkenswerte Diskussion über Liebe, Pornographie, Träume, Bedürfnisse etc.. Durch die lebensweltliche Bezugnahme dieser pädagogischen Intervention wurde die Reflexionskompetenz der Schülerinnen und Schüler gefördert/angeregt – weitere, einer möglichen Entscheidung zugrunde liegenden Optionen erarbeitet. Durch erweiterte Optionen entsteht ein neues „Inneres Abwägen“ und fördert die Wahrscheinlichkeit sich auch gegen den Aufruf pornographischer Seiten zu entscheiden.

Es bleibt zu fragen, ob Schulen bis zur Klassenstufe 5 (und da nur in begrenztem Umfang) nicht „Denkschutzgebiete“ sein sollten, in denen neben der Wissensvermittlung vor allem die Förderung moralischer und ethischer Werte in einer motivationsfördernden, wertschätzenden Atmosphäre im Vordergrund stehen sollten.

Begründung: Die größte Herausforderung an Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer wird künftig neben der ständigen Anpassung an neue Herausforderungen des Arbeitslebens, ihre Kompetenz im Bereich der Emotionsregulation sein! Gerade unlängst veröffentlichte Befunde (DHS, 2009) zeigten, dass ca. 2 Mio. Deutsche Befindlichkeitsregulierende Substanzen zu sich nehmen, um den Anforderungen des Arbeitslebens gegenüber überhaupt noch gewachsen zu sein.

Dieses auch als „Neuroenhancement“ bezeichnete Phänomen gewinnt im wissenschaftlichen Diskurs immer mehr an Bedeutung und spiegelt eine zunehmende Bereitschaft von Beschäftigten wieder, sich mittels sog. „Neurobooster“ sowohl kognitiv wie auch emotional und motivational in eine „gute Verfassung“ zu dopen.

Ein durchschnittlicher Amerikaner, der heute auf den Arbeitsmarkt kommt, wird in seinen durchschnittlich 40 vor ihm liegenden Berufsjahren ca. 11 mal den Job wechseln und 3 mal seine Kenntnisbasis komplett austauschen müssen (R. Sennet, 2009).

Daneben wird er höchstwahrscheinlich noch weitere, emotional herausfordernde Anpassungsleistungen erbringen müssen (Scheidung, Vaterrolle etc.), die eine gute Emotionsregulation erfordern.

Insofern muss (insbesondere in Zeiten der „PISA-Testeritis“), neben einer guten Ausstattung der Schülerinnen und Schüler mit einer vernünftigen Wissensbasis besonders der Förderung einer kreativen Emotionsregulation verstärkt Aufmerksamkeit geschenkt werden.

4. „die fantastischen 2“ – Wertschätzung und Motivation

„Jeder trägt die Anlage zu einem Idealen in sich“, so Friedrich Schiller in seiner pädagogischen Anthropologie „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“. Schiller beschreibt mit dieser Aussage eine idealtypische pädagogische Haltung, die gewissermaßen als Maxime, unser pädagogisches Handeln leiten sollte.

Es ist eine, von tiefer Wertschätzung durchdrungene Haltung, die in pädagogischer Praxis gelebt, auch nach heutigem Kenntnisstand der Hirnforschung, die besten Voraussetzungen bietet, Schülerinnen und Schüler auf herausfordernde Lebensbedingungen vorzubereiten und ihre Emotionsregulationskompetenz zu fördern.

Wie eine moderne, sozusagen Computertomographiegestützte Variante der Schillerschen Anthropologie, läßt sich in diesem Zusammenhang das wunderbare Buch von Joachim Bauer „Ein Lob der Schule“.

Ohne einem eher verengenden Dualismus á la Bueb (Ein Lob der Disziplin) zu verfallen, überzeugt der Neurobiologe Bauer mit einem Denkmodell, das sich vor allem darin auszeichnet, dass es beschreibt und anhand von Befunden aus der Hirnforschung belegt, wie Motivation auf der Matrix Wertschätzung gedeiht und somit langfristig beste Voraussetzung für ein nachhaltig effektives Emotionsmanagement bietet.

5. Eltern sein dagegen sehr

Unlängst sprach mich „meine Zeitungsfrau“ an, ob ich nicht einen Tipp für sie hätte? Ihr Sohn würde völlig in WoW (World of Warcraft), einem sog. Massiv Multiplayer Online Role Playing Game (MMORPG) versinken. Sie höre nur schreckliche Geräusche aus seinem Zimmer und müsste sich manchmal schon die Bettdecke über den Kopf ziehen, um ein wenig Ruhe zu finden!

Als Systemiker stellte ich ihr natürlich die Frage, was denn ein guter Rat für sie sei und sie erwiderte spontan: „...mal reingehen, abschalten und reden“.

„Keine schlechte Idee“ erwiderte ich spiegelnd– „abschalten und mal darüber ins Gespräch kommen – was noch?“

Sie: „Klare Regeln für die Zukunft aufstellen...“

Nun, dieses kleine Beispiel zeigt, dass Eltern häufig überfordert zu sein scheinen, ihren Kindern eine angemessene Medienerziehung zuteil werden zu lassen.

Zunächst gilt festzuhalten, dass Eltern bereits im Rahmen der Erziehungspartnerschaft zwischen Kindergarten und Elternhaus, Orientierungshilfen zum Thema Medienerziehung erhalten sollten. Eine Untersuchung der Stanford University zeigte, dass es notwendig ist, die Eltern in diesem Zusammenhang vor Vollendung des 11. Lebensjahrs ihrer Kinder zu erreichen – danach sei es ungleich schwieriger, die Medienkultur in der Familie zu verändern.

Hier greift eine der wesentlichen, bereits seit Anfang der 1990er Jahre beschriebenen Prämissen, dass präventive Bemühungen und dies scheint auch für „Medienverwahrlosungsprävention“ zu gelten, frühzeitig einsetzen müssen, um langfristig effektiv zu sein.

Des Weiteren wären aus meiner Sicht folgende Gesichtspunkte in Bezug auf Eltern zu berücksichtigen:

Exzessives, medienverwahrlosendes Verhalten stellt oftmals ein, in der Pubertät auftretendes, grenzverletzendes Verhalten dar. Die Besonderheit liegt darin, dass dieses Verhalten meist im häuslichen und somit direkten familiären Umfeld stattfindet und in der Regel zu massiven Störungen in der Familienkultur führt. Damit soll dieses, in den überwiegenden Fällen, episodisch auftretende Verhalten, in keiner Weise bagatellisiert werden – es scheint allerdings wichtig, auf diese Besonderheit hinzuweisen, da sich grenzverletzendes Verhalten während der Pubertät in der Regel außerhalb der „familiären Kontrollzone“ abspielt und somit ganz andere Auswirkungen auf die Familienkultur hat. Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Hätte ich mit meinem illegal erworbenen Moped, zudem noch ohne Führerschein, täglich einige Runden bei uns im Hof gedreht, wären die Auswirkungen auf unser Familienleben wesentlich drastischer gewesen. Mein Vater nahm meine diesbezügliche Beichte 30 Jahre später eher gelassen lächelnd entgegen und verwies dabei auf seine, durchaus ähnlichen, Jugendsünden.

In diesem Bereich besteht m.E. nach eher aus einer salutogenetischen Perspektive Forschungsbedarf:

Zum einen sollte der Frage nachgegangen werden, über welche Kompetenzen Nutzerinnen und Nutzer verfügen, die einen „bestimmungsgerechten“, nicht exzessiven Gebrauch von Medien tätigen?

Zum anderen sollte geklärt werden, bei wie vielen Jugendlichen es sich um ein vorübergehendes Phänomen handelt und was diese Gruppe von denen unterscheidet, die langfristig exzessives Missbrauchsverhalten zeigen?

Meine Hypothese wäre, dass wir hier auf ganz ähnliche Befunde wie in der sonstigen Suchtforschung stießen. Der Entwicklung eines langfristigen, exzessiven Medienverhaltens liegt eine mangelnde Selbstwirksamkeitserwartung zugrunde. Wobei auch hier, wie in allen anderen Modellen, ein monokausaler Erklärungszusammenhang mit Sicherheit zu kurz greift – in der Regel wirken weitere Co-Faktoren mit – wir sprechen in diesem Zusammenhang von einem sog. Multifaktoriellen Bedingungsgefüge.

Eltern - was tun?

Zunächst sollten Eltern Ruhe bewahren und nüchtern die aktuelle Situation beurteilen. Weitere wichtige Aspekte für eine gelingende Arbeit mit Familien sind:

Ca. 30% der 6-jährigen Kinder in Deutschland verfügen über einen eigenen Fernsehapparat im Zimmer – die haben da nichts zu suchen. Forschungsbefunde, u.a. von Möble (Möble et. al., 2007) zeigen, dass die Nutzungszeiten sich durch freie Verfügbarkeit sowohl von TV wie auch Spielkonsole extrem ausweiten. Außerdem steigt die Tendenz, sich nicht altergerechte Inhalte anzuschauen.

Fernsehapparat u. Computer sollten möglichst lange ausschließlich im „Familienraum“ zugänglich sein – sie bieten so zusätzlich die wunderbare Möglichkeit innerfamiliäre, demokratische Prozesse zu fördern.

Mediengebrauchszeiten von Kindern und Jugendlichen sollten klar und altersgemäß geregelt sein. Hier bietet ein über Medienzeiten geführtes Wochenprotokoll gute Möglichkeiten, den tatsächlichen Mediengebrauch zu reflektieren und gegebenenfalls neue Absprachen zu treffen.

Innerfamiliär sollten, wie das auch schon in vielen Schulen üblich ist, Medienfreie/Medienreduzierte Tage definiert werden. Es sollte Erleben dafür geschaffen werden, wie es ist, auf die geliebte Soap oder ein Fußballspiel zu verzichten?

Eltern sollten sich pro Tag Zeit für mindestens ein entschleunigtes Gespräch nehmen. Befunde der PISA-Begleitforschung zeigten, dass in Deutschland unterdurchschnittlich mit dem Nachwuchs kommuniziert wird. Insbesondere Gespräche über kulturelle und persönliche sowie schulische Belange würden zu selten geführt.

Sollten Eltern ihren Kindern selbstkontrollierten Mediengebrauch im eigenen Zimmer einräumen, sollten hierfür klare und realistische Regeln aufgestellt werden, die auch regelmäßig überprüft werden.

Eltern sollten ihre Kinder bei Einrichtung beispielsweise eines Profils in SchülerVz begleiten – ihnen bei Mobbing (Cyberbullying) via Netz (jeder 4 Nutzer berichtet über derartige Vorfälle) als Ansprechpartner zur

Verfügung stehen oder Kenntnisse darüber haben, an wen man sich wenden kann, sofern man Opfer eines Übergriffs wird.

Besonders in Bezug auf Kinder und Jugendliche ist Eltern zu empfehlen, dass sie, sofern es ihnen zeitig möglich ist, gemeinsam mit ihren Kindern geeignete Suchmaschinen oder Chatrooms besuchen. Sie sollten sich mit ICQ (Instant Messenger) etc. einigermaßen auskennen und diese Bereiche auch immer wieder thematisieren.

Sollten Eltern ihren Kindern die Nutzung sog Massive Multiplayer Online Role Playing Games, kurz MMORPG´s genannt, wie beispielsweise WoW (World of Warcraft) erlauben, ist darauf hinzuweisen, dass diese Spiele nach heutigem Erkenntnisstand insbesondere durch ihre intermittierende Belohnungsstruktur, suchtähnliche Verhaltensweisen auslösen können. Es ist also ratsam, die Nutzung so klar wie möglich zu regeln und bei zunehmenden Irritationen (Vernachlässigung wichtiger Entwicklungsaufgaben, Reduzierung sozialer Resonanz etc.) dies umgehend zu thematisieren.

Egoshoooter-Spiele wie Couterstrike, Quake4 etc. sind abzulehnen. Die öffentliche Diskussion über die Wirkung wird zwar nach wie vor heftig geführt – zahlreiche Befunde, insbesondere des Amerikaners Craig Anderson (Anderson, 2006) legen aber die Vermutung nahe, dass häufiger Gebrauch derartiger Spiele negative Auswirkungen auf das Sozialverhalten hat.

Eltern sollten frühzeitig, schon im Kindergarten, darauf hingewiesen werden, an welche Beratungsstelle sie sich wenden können, falls sie den Eindruck haben, dass sie der Situation nicht mehr gewachsen sind. Idealerweise sollten Beratungsangebote der zuständigen Beratungsstellen in der Schule angeboten werden.

Dr. Ulrich Wehrmann

Für weitere Infos:

www.sicher-im-netz.de

www.klicksafe.de

www.jugendschutznetz.net

www.chatten-aber-sicher.de

www.spieleratgeber-nrw.de

www.time4teen.de

www.jugendinfo.de/themen/ST72BG.OComputerspiele.htm

Literatur:

Bauer, Joachim, 2008: Ein Lob der Schule, Hoffmann und Campe

Postman, Neil, 1985: Wir amüsieren uns zu Tode, Fischer

Rittelmayer, Christian, 2005: „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ – eine Einführung in Friedrich Schillers pädagogische Anthropologie, Juventa

Andeson, Craig, 2006: Violent Video Game Effects on Children and Adolescent, Oxford University press

Möble T., Kleinmann M., Rehbein Fo, 2007: Bildschirmmedien im Alltag von Kindern und Jugendlichen, Nomos

Weißbaum, Joseph, 2000: Wer erfindet die Computermymthen? Der Fortschritt in den großen Irrtum, Herder

Koller, Gerhard, 2006: Risreflecting, Handbuch zur Handlungskompetenz in der Rausch- und Risikopädagogik